Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 15

Artikel: Was Dir bestimmt [Fortsetzung]
Autor: Markwalder, Marga
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640847

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

19. Fortsetzung

«Ich komme am Samstagabend wieder», beschloss Annelies. Damit war Mama aber nicht einverstanden.

«Nein, nein! Wenn du schon kommst, dann bleibst du wenigstens bis Montagabend. Ueber Sonntag ist es doch am schönsten. Wir gehen dann in die Operettenpremiere. Du hast ohnehin ein paar Tage Ausspannung dringend nötig. — Deine Frau sieht schlecht aus», wandte sie sich dann an Paul Germann. «Als Arzt müsstest du es eigentlich selbst sehen. Sie arbeitet eben zu viel. Ich habe das kommen sehen.»

Annelies erschrak. Oh, oh, das hätte sie nicht sagen dürfen! Der messerscharfe Blick, der über den Tisch zu ihr hinflog, verhiess nichts Gutes.

«Es fehlt ihr hier nichts. Sie hat alles, was sie zu einem gesunden Leben braucht. An der Arbeit ist noch niemand gestorben.»

Mama hatte einen Einwand auf der Zunge.

«An einer solch kleinen, schönen Arbeit, wie sie sie zu verrichten hat, gewiss nicht», milderte er. «Aber so kommt es halt, wenn man seine Kinder zu nichts anderem als zur Untüchtigkeit erzieht.»

Annelies biss auf die Lippen. Mama tat ihr leid. Diese schwieg, griff aber nach einer Weile zu ihrem Spitzentuche. Da erhob sich Paul.

«Ich weiss nicht, ob ich wieder zurück bin, wenn ihr abfährt.» Die Schwiegermutter und Annelies erhielten einen flüchtigen Händedruck, dann fiel die Türe hinter ihm ins Schloss.

Beinahe wortlos wuschen sie zusammen das Geschirr. Zusammen, jawohl: Elena griff auch hier zu und trocknete Teller und Besteck, verrichtete eine Arbeit, die sie zwanzig Jahre lang ihren Angestellten überlassen hatte.

«Es sieht nicht so aus, als ob dein Mann das Opfer, das du ihm bringst, zu schätzen wüsste, überhaupt, als ob ihr glücklich wäret!»

Annelies starrte in ihr Abwaschwasser hinein. Bin ich denn unglücklich? — Aber nein, ich bin es nicht. Es ist ja so, dass ich ihn trotz allem liebe, trotz allem glücklich bin, glücklich, wenn er abends heimkommt, glücklich, wenn ich für ihn sorgen darf! So weit war es mit Annelies Germann gekommen...

«Er hat jetzt sehr viel zu tun, und es geht ihm immer so nahe, wenn er sieht, dass er einem Kranken nicht mehr helfen kann.»

Sie beschlossen, zeitig abzufahren, und machten sich nach einem kurzen Abendessen zur Abreise bereit. Annelies brachte die Wohnung in Ordnung, richtete dem Manne einen Imbiss. Dann begab sie sich in Pelzmantel, Hut und Handschuhen nach unten. Mama war schon vorausgegangen.

Da kam er hereingestürzt.

«Du bist noch hier!» Das tönte wie «Gott sei Dank!»

Heftig zog er sie an sich. Sein Herz klopfte laut und wild, er atmete gepresst, wie nach starkem Lauf. Sie blickte erstaunt zu ihm auf; im Halbdunkel des Treppenflures konnte sie kaum sein Gesicht erkennen.

«Was ist los?»

«Nichts. Ich wollte nur...»

Seltsam hart waren seine Lippen, als er sie leidenschaftlich küsste.

«Du kommst doch wieder, kleine Frau?» fragte er drängend.

Ihr gekränktes, liebevolles Herzchen jubelte: ach so, das war es? Die Tasche, die Handschuhe fielen zu Boden. Sie legte ihre Arme in dem feinen, weichen Pelz um seinen Hals und flüsterte an seinen Lippen:

«Aber natürlich! Was fällt dir denn ein?»

Er antwortete nicht.

«Dein Gewissen scheint ja erstklassig zu sein», spottete sie, ihre Tränen bekämpfend.

Da liess er sie frei, bückte sich und hob ihr die Sachen auf.

«Soll ich hier bleiben?»

«Nein, geh nur, wenn es dir Freude macht.»

Elena rief ungeduldig nach der Tochter. Annelies setzte sich in den Wagen und breitete sich und Mama die Pelzdecken über die Knie. Das kleine Licht der Deckenbeleuchtung fiel auf die hellgraue Samtpolsterung, spielte mit den silbernen Beschlägen. Paul Germann beugte sich etwas nieder, um Annelies zu sehen. Der Chauffeur schlug die Türen zu, und geräuschlos fuhr der grosse, schwarze Stromlinienwagen an. Sie blickte zum hintern Fensterchen hinaus. Da stand er; das graue Licht frühzeitiger Dämmerung lag auf seinem Gesicht, vertiefte die Falten um Nase und Mund. Der Wind peitschte sein Haar von der rechten nach der linken Seite hinüber. Wie ein armer, heimatloser, verschupfter Junge stand er da draussen in Sturm und Regen und blickte dem vornehmen Wagen nach, der seine Frau in die grosse, verhasste Welt zurückführte. Annelies streckte die Hand aus.

«Julius! Bitte, halten Sie an! — Ich bleibe hier.»

Und Paul Germann vergass für die dunklere Hälfte eines Erdentages, was ihn mit brennender Qual erfüllte.

Am andern Morgen, ach, da waren seine Schuhe nicht geputzt, und er verlangte im Offizierston nach einem alten Wollstrumpf, mit dem Annelies das Leder zu glänzen pflegte.

Da setzte sie sich haltlos nieder, atmete tief auf und schnitt eine jammervolle Duldermiene. Für ein paar Augenblicke erwachte der Arzt in ihm.

«Was ist los, Annelies?»

«Nichts, gar rein nichts. Müde bin ich.»

Müde, morgens um halb acht Uhr! Er eilte hinweg, um dem Anblick dieses kreideweissen Gesichtes zu entfliehen.

*

Ausser Schwester Margrit und dem Herrn Pfarrer merkte keiner, was zwischen den beiden Gatten vor sich ging. Annelies hatte nicht das Bedürfnis, sich irgendeinem Menschen anzuvertrauen, und Paul klagte nicht über seine Frau, nicht einmal seinem Freunde. Aber auch Schwester Margrit schwieg, trotzdem sich hier ja glänzende Gelegenheit geboten hätte, ihr «Wissen um das Wesen der Mannsvölker» ins rechte Licht zu stellen und auszutrompeten, dass sie das alles vorausgesehen, alles mit sicherer Intuition vorausgesagt habe. Zu Annelies meinte sie manchmal tröstend:

«Ihr müsst immer nur denken: es sind halt Mannsvölker. Gott hat sie so geschaffen, sie können schliesslich nichts dafür!»

Ein paar Wochen schleppten sich hin. Im Doktorhause war die Stimmung ebenso trübe wie draussen, wo Schnee, Regen und Nebel abwechselnd das Tal beherrschten. Annelies erstarrte gleichsam in Trotz und Abwehr. Nun war sie zu der festen Ueberzeugung gelangt, dass Paul sie nicht mehr liebe. Sie litt. Wenn Paul sie manchmal in übermässigem Schmerz in seine Arme riss, wehrte sie ihm und entwand sich ihm.

«Gib dir doch keine Mühe!»

Schliesslich begann sie sich vor ihm zu fürchten, empfand seinen quälenden Blick wie einen körperlichen Schmerz.

Dann tat er einen letzten Fund: er entdeckte, dass sie sich zum Ausgang wieder schminkte! Er stellte sie zur Rede.

«Sollen die Leute denn sehen, wie bleich ich bin? Sie sprechen von mir ohnehin nur als von einem Bleichschnäbili, einem Sprensili und einem chline Hämpfili! Viele deiner guten Verwandten geraten noch auf ganz andere Wege und reden bereits in ‚hoffnungsvollen' Tönen. Ich will aber deine Vettern und Basen nicht enttäuschen!» Sie warf den Kopf zurück und blickte ihn voller Trotz an. Schwester Margrit hatte diese ungebärdige Rechtfertigung zufällig vernommen und beglückwünschte Annelies insgeheim zu den Fortschritten, die sie in der Behandlung der Männer schon gemacht hatte. Ganz recht so! Das hatte dem verbohrten und vernagelten Starrkopf gehört! —

Es war an einem Dezembermittag, eine Woche vor Weihnachten. Paul und Annelies sassen beim Essen. Schweigend sah sie zu, wie er die paar Briefe, die für ihn gekommen waren, aufriss und flüchtig überlas.

«Iss recht, ja!?»

«Ich mag nicht.»

Er las weiter und reichte ihr dann einen der Briefbogen hinüber. Er enthielt die Einladung zum diesjährigen Töchterchorkränzchen von Tössmatten. Annelies wurde übel. Tief, bedrückt atmete sie auf.

«Liegt dir etwas daran?» fragte sie ihr Gegenüber, mit allen Kräften gegen ihre Schwäche ankämpfend.

«Liegen! Natürlich liegt mir nichts dar-

an! Hingehen müssen wir trotzdem, das ist nichts als Anstand, ist unsere Pflicht.»

«Könnte ich nicht hier bleiben? Ich mag nicht . . .»

Immer dieses «Ich mag nicht!» Er machte Miene, mit der flachen Hand auf die Tischplatte zu schlagen, da erhob sich Annelies und schritt hinaus. Nun liess auch er das Messer fallen und stürmte hinunter in sein Sprechzimmer, riss seinen weissen Kittel vom Haken und schlüpfte hinein, während er den ersten Patienten in den Ordinationsraum führte. —

*

Der Postangestellte strich sich mit Zeigefinger und Daumen über den kurzen Schnurrbart und die Nase, schnitt ein bedenkliches Gesicht und schüttelte den Kopf, so dass die abgegriffene Mütze zu wackeln begann. Zwanzig graugrüne Briefumschläge des Teigwaren-Schneiters befanden sich unter seinen Postsachen. Beinahe in jedes Haus Tössmattens flatterte solch ein Unglücksbringer. Oioioi! Das würde wieder einmal nette Weihnachtstage abgeben! Was er nur wollte? Mehr Zins oder gar einen Teil des Kapitals kündigen? Der Pöstler steckte die Briefe in seine lederne Tasche und stapfte dann durch den Schnee von Haus zu Haus.

«Ihr bringt uns nette Sachen! — Wohl! Das hat uns gerade noch gefehlt! — Wie wird mein Alter wüst tun! — Es ist bald nicht mehr zum Dabeisein! —

«Ich hätte den Herrn Pfarrer etwas fragen wollen.» Der achtzigjährige Grossonkel Paul Germanns hielt in den zitternden Greisenhänden sein abgewetztes, gesticktes Samtkäppchen und einen Brief. «Eigentlich hätte ich mit dieser Sache eher zum Lehrer oder zu unserm Paul gehen sollen, — doch die wohnen ja am andern Ende der Welt!»

«Nur keine Umstände, Vater Germann. Hoffentlich kann ich Euch auch raten.» Pfarrer Hirzel führte den alten Mann in seine Studierstube. «Was ist geschehen, dass Ihr so aufgeregt seid?»

«Wir haben heute mittag einen Brief bekommen, vom Teigwaren-Schneiter. Ihr wisst ja. Es steht darin etwas von einem andern Gläubiger und noch andere Sachen, die wir alten Leutchen nicht verstehen.» — Die zitternden Hände reichten dem Pfarrherrn den Brief hin, mit müder, trostloser Gebärde.

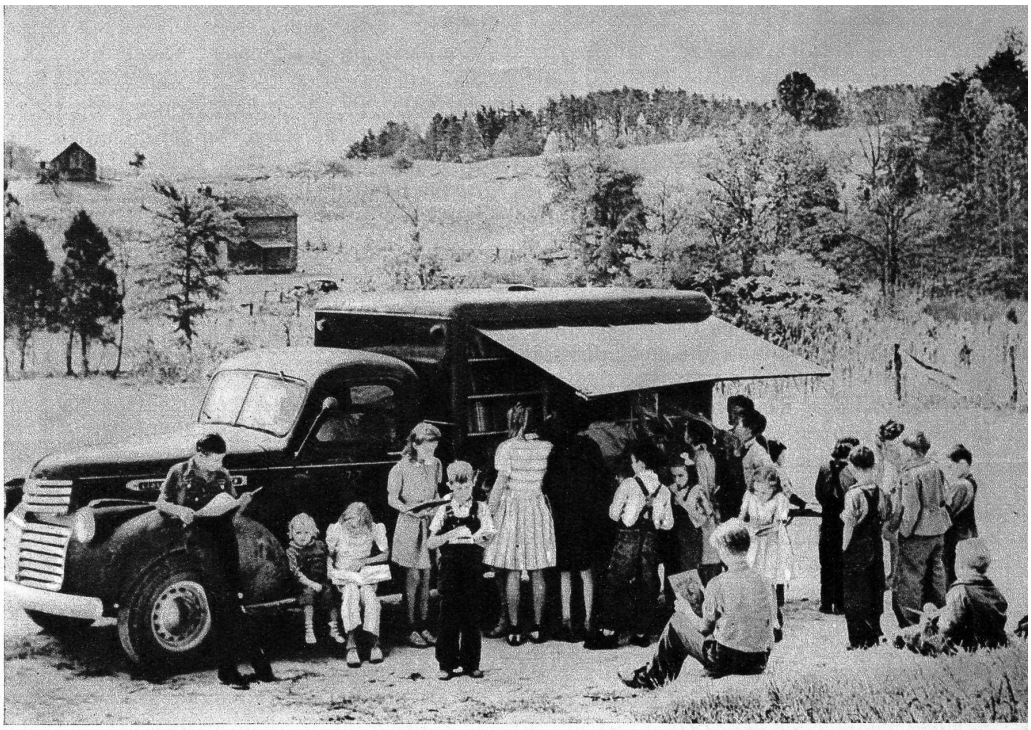
«Muss es denn immer gleich etwas Schlimmes sein?»

«Es ist noch nie etwas anderes gekommen, Herr Pfarrer.»

Dieser hatte unterdessen den Briefbogen am Fenster vorn geöffnet und den Inhalt überflogen. Nun wandte er sich wieder dem alten Manne zu.

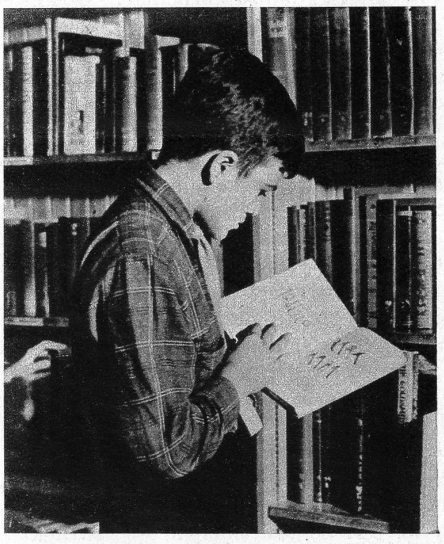
«Seht, jetzt ist doch einmal etwas anderes gekommen. — Herr Schneiter schreibt, er habe die Briefe und Hypotheken Eures Hauses einem andern Gläubiger überlassen, dem Ihr, rückwirkend auf den 1. Januar des laufenden Jahres, nur zwei vom Hundert Zins leisten braucht. — Habt Ihr den Zins, der Ende Juli fällig gewesen ist, schon bezahlt?» Pfarrer Hirzel wollte vorsichtig sein.

«Im September erst.» Dann hellte sich das zerknitterte Gesicht ein bisschen auf. «Doch den Weihnachtszins habe ich beieinander, die Kartoffelernte ist gut ausgefallen.»



Eine fahrende Bibliothek ist angekommen, und schon stehen die Kinder, für die auch gesorgt ist, in Reih und Glied, um ein Buch in Empfang zu nehmen

Fahrende Bibliotheken in Amerika



Ein Junge hat sein Buch gefunden, in das er schon ganz vertieft ist

Amerika, das Land der Erfindungen und Erneuerungen, ist auch das Land der Zeitungen. Ihre Auflagen erreichen Millionenzahlen und werden vom reichen Mann bis zum Schulkind gelesen. Doch der wissensbegierige Amerikaner ist nicht nur zufrieden mit der Zeitungslektüre. Amerika ist auch das Land der Bücher, deren Auflagen ebenfalls Millionen erreichen. Um diesem Wissensdrang gerecht zu werden, wurden wie in jedem andern Land in allen Städten Bibliotheken ins Leben gerufen. Da kam ein findiger Kopf auf die Idee, dass nicht die Leute zum Buch, sondern das Buch zu den Leuten gehen soll. Gedacht — getan! So wurden die fahrenden Bibliotheken geschaffen, die überall im Land herumreisen, um ihre wertvolle Last den lesehungrigen Leuten zur Verfügung zu stellen. Alt und jung kommen daher, um sich eines oder mehrere Bücher auszuleihen. Diese fahrenden Bibliotheken enthalten Bücher über alle Gebiete, vom gewöhnlichen Roman bis zum klassischen Meisterwerk Die Bilder zeigen eine dieser fahrenden Bibliotheken, die wesentlich zur Hebung des geistigen Niveaus der Amerikaner beitragen.

W. R.

Auch für die alte Dame sind die fahrenden Bibliotheken eine gute Sache, hat sie doch ein Buch gefunden, das ihr ganzes Interesse in Anspruch nimmt

Bücher aus der ganzen Welt kann man in diesen fahrenden Bibliotheken finden, und auf dem Bilde sieht man ein chinesisches Ehepaar beim Betrachten von alten chinesischen Büchern

«Diesen zweiten Zins braucht Ihr nicht mehr zu bezahlen, weil der neue Gläubiger nur zwei vom Hundert von Euch verlangt.»

«Was meint Ihr? Wir dürfen die vierhundert Franken behalten?!»

«Ja.»

«Seid Ihr sicher?»

«Gewiss.» Der Herr Pfarrer musste lächeln.

«Wem haben wir denn das zu verdanken?»

«Dem, der den Menschen die Liebe geschenkt hat. Da könnt Ihr auf alle Fälle sicher sein!»

«Hä, hä, Herr Pfarrer! Das hätte ich mir ja denken können! Jetzt habt Ihr es einmal ring, vom lieben Gott zu predigen!» Der Greis lachte fröhlich mit seinem zahnlosen Munde und blinzelte dem jungen Pfarrer schelmisch zu, dann aber rannen aus seinen wimperlosen, geröteten Augen plötzlich hurtige Tränen, die er ungeschickt wegzuwischen versuchte. «Schön ist es, schön. Aber nun muss ich das schnell meiner Emma erzählen gehen. — Vielen Dank, Herr Pfarrer!»

Kurz darnach erschien ein Bauer aus der Nachbarschaft mit einem Briefe gleichen Inhalts, nachher von Angst gepeitscht eine der ärmsten Bäuerinnen beim Herrn Pfarrer. Und erst jetzt begriff dieser, was hier vor sich ging. In der ersten Minute des Alleinseins trat er an den Fernsprecher heran, setzte die Wählscheibe in Bewegung.

«Könnte ich Herrn Schneiter sprechen? — Bitte. — Herr Schneiter? Pfarrer Hirzel, Tössmatten. Darf ich Ihnen auf diesem Wege danken für das, was Sie an unsern Tössmattern getan haben?»

«Nein, Sie dürfen es nicht. Ich bin gar nicht in der Lage, diesen Dank entgegenzunehmen, weil er nicht mir gebührt. Bei der ganzen Sache bedaure ich nur eines, dass mir dieses grossmütige Entgegenkommen leider niemals möglich gewesen wäre. Herr Wilhelm Amberg hat alle Schulden getilgt und dreiviertel der Hypotheken übernommen; einen Viertel behalte ich, auch zu zwei vom Hundert.»

«Und dafür wollen Sie keinen Dank? — Herr Schneiter, Sie ahnen ja nicht, was das für unser Dorf bedeutet: Arbeit: Verdienst, endlich, endlich einmal neue Kleider, Schuhe, eine gesegnete Weihnacht für ganz Tössmatten ... —

So wie sich schon in früher Morgenstunde der dicke Nebel, der wochenlang alles Leben unter sich begraben, gehoben hatte, aufgezehrt worden war von einer strahlenden Wintersonne, so wich der alte, fortwährende Druck von den Gemütern der Talleute. Hier und dort ging es lange, bis die einfachen Bauern merkten, welch ein Glück die kühlen, sachlichen Geschäftsworte für sie bargen; dann begann in den Frauenaugen ein unversiegbar scheinendes Freudenbächlein zu fliessen, das erst gestillt wurde von den Weihnachtswünschen der Kinder, deren Erfüllung nun nicht mehr unmöglich war. Ueber den neuen Gläubiger machte sich niemand Gedanken, sein Name war in keinem der Briefe erwähnt und als Vermittlungsstelle eine Zürcher Bank angegeben worden. Jauchzende Kinderfreude sprühte von Haus zu Haus, daneben blühte die stillere, nur an das Geben- und Schenkenkönnen denkende Freude der Mütter und Frauen, die besonnene Genugtuung der Bauern.

Nur vor dem Doktorhause hielt die Freude zögernd inne. Der junge, ernste Arzt in seinem Sprechzimmer schien nicht bei der Sache zu sein. Den kleinen Knaben, dem er eine Blutprobe entnehmen musste, fuhr er unbeherrscht an, als er nicht schön stillehalten wollte. Seine Annelies mit ihren weissen Aermchen und den schwarzen Kohlen in dem schmalen Antlitz ... Vor acht oder neun Jahren musste das gewesen sein. Er biss sich auf die Lippen. Der Knabe, der auf dem Untersuchungsstuhl sass, sog vor Schmerz die Luft zwischen den Zähnen ein, als der Arzt die bestimmte Ader im Ellbogengelenk nicht gleich beim ersten Einstich traf und deshalb suchen musste.

«Au, das tut aber weh!»

«Du sollst dich hinlegen und eine Faust machen, sage ich dir!»

Paul Germanns Augen brannten. Er musste Schluss machen, so ging es nicht weiter. Seine Arbeit litt unter der ständigen Abwesenheit seiner Gedanken, seine Kranken litten unter seinem unausgeglichenen, unbeherrschten Wesen, der arme Kerl da litt, alles litt, weil Annelies ... «Geh! Komm morgen wieder vorbei, ja? Es geht heute nicht. Ist ein dummer Tag.» Er musste dem Knaben beinahe Abbitte tun dafür, dass er nicht imstande gewesen war, ein bisschen Blut zu einer Probe zu entnehmen. Doch der Junge nahm das weniger tragisch, er sprang erfreut weg, fort von diesem Quälgeist.

Annelies erschrak nicht wenig, als Paul plötzlich wie ein Sturmwind in der Wohnstube erschien. Er sah über sie hinweg.

«Du hier?»

Lilian flegelte, die Beine übereinandergeschlagen auf dem Ruhebett und rauchte. Der kurze Rock reichte ihr nur bis an die Knie. Annelies sass auf ihrem Polstersessel am Sonnenfenster und strickte.

«Ich scheine dir nicht allzusehr willkommen zu sein?» spottete Lilian. Sie musterte den Schwager ohne Scheu von oben bis unten. Er trug noch seinen weissen Kittel. Sein Gesicht sah merkwürdig verfallen aus und seine Augen schienen gerötet.

«Allerdings nicht!» antwortete er hart. «Schon seit Monaten versuchst du, mir meine Frau abspenstig zu machen, sie zurückzuziehen in euer scheusslich sinnloses Leben. Ich muss dich bitten, mein Haus zu verlassen. Ich wünsche dich und deinesgleichen nie wieder hier zu sehen!»

Annelies sprang auf und stürzte auf den Mann zu. Wild krallten sich ihre Hände in Brusthöhe in seinen Kittel.

«Paul!! Besinne dich, was du sagst! Lilian ist meine Schwester, wenn du sie schmähst, schmähst du auch mich!»

«Du kommst auch noch dran!» Ganz kurz glitt sein Blick über sie hin, dann sprach er weiter über ihren Kopf hinweg: «Dein Leben lang wirst du wie eine Teufelin jedes Glück in deiner Nähe zu zerstören versuchen, so wie du dein eigenes zertrümmert hast. All deine schlimmen Taten und Gedanken stehen dir im Geiste geschrieben.» Sein Antlitz war fahl, alle Muskeln vor Erregung angespannt.

Lilian erhob sich langsam; über ihr maskenhaft starres Gesicht zog Hohn. Sie warf ihre Zigarette zu Boden — auf den weichen Teppich aus Schiras — und zertrat sie mit der Fußspitze. Abgründiger Hass vermischte sich in ihrem Innern mit einer Leidenschaft für den Mann ihrer Schwester, die sie plötzlich umfing wie lodernde Flammen. Sie hätte diesen Kopf mit den wilden Haaren, den kantigen Zügen und den geröteten Augen gleichzeitig verohrfeigen und an sich reissen mögen.

«Du scheinst deiner Sache sehr sicher zu sein, dass du meinen Einfluss so fürchten musst! — Begreiflich, wenn man bedenkt, welch glänzende Partien Lys deinetwegen ausgeschlagen hat.»

Annelies liess den weissen Kittel fahren und wandte sich zornsprühend an die Schwester.

«Schweig!»

«Im Gegenteil! Nur weiter. Es interessiert mich, das zu erfahren! Vielleicht wird mir dann einiges verständlicher!»

«Den Grafen Pietro di Cattaro und seine Marmorvilla am Gardasee.»

«Stimmt das, Annelies?!»

«Ja», antwortete sie hilflos. Warum sollte sie es ableugnen?

«Den Sohn des Zürcher Grossindustriellen Wyss.»

«Billy!» Er lachte hohnvoll auf. Diese Geschichte hatte ihm Annelies erzählt.

«Dr. Samuel Farbecht. All das tauscht das dumme Tüpfi ein gegen das fragwürdige, spiessbürgerliche Glück! Das wird sie bald genug bereuen! Solch ein Ausflug in die Ehe mit einem interessanten Mann» — sie liess wieder einen Blick an ihm niedergleiten — «mag ja ganz verlockend sein für ein paar Monate ...»

Annelies stürmte wie eine wildgewordene Katze auf die gelungene Nachahmung eines Vamps los. Doch von einem tätlichen Angriff wurde sie von männlicher Hand abgehalten.

«Lass sie nur! Sie hat ja mehr als recht.»

«Nein! Sie lügt!! Alles, alles ist falsch! Ich kann es dir beweisen!» Sie hielt seinem Blicke, der in ihrem erblassten Gesicht forschte, stand.

«Ueberflüssig. Seit zwei Monaten treibst du Sabotage, Annelies.»

Sie verstand nicht, was er meinte. Seine Hand hielt noch ihren rechten Oberarm umklammert.

«Du weisst schon. Sabotage ist Wühlarbeit, stetes, heimliches Untergraben einer bestehenden Ordnung zum Zwecke des Umsturzes.»

Annelies war nicht zu helfen. Sie begriff immer noch nichts.

«Das habt ihr ja fein eingefädelt, du und deine Schwester! Du musst mir vormachen, dass du dieser lächerlich kleinen Arbeit nicht gewachsen seiest, dass sie deiner Gesundheit schade, dich aufreibe, kurz, dass du es hier nicht mehr länger aushaltest.» Lilian horchte frohlockend auf. Annelies hatte also ihren Rat befolgt? «Aber eines lass dir gesagt sein: ihr kennt mich nicht! Ich gebe nicht nach! Wenn es dir bei mir nicht mehr gefällt, es dir hier nicht mehr passt, wenn es dich zurückzieht zu Tanz, Müssiggang und Jazz, zu gesellschaftlichem Hochbetrieb — dann, bitte —, ich halte dich nicht! Was bedeutet euch eine Scheidung!» Er liess ihren Arm fahren und wandte sich dem Fenster zu.

(Fortsetzung folgt)